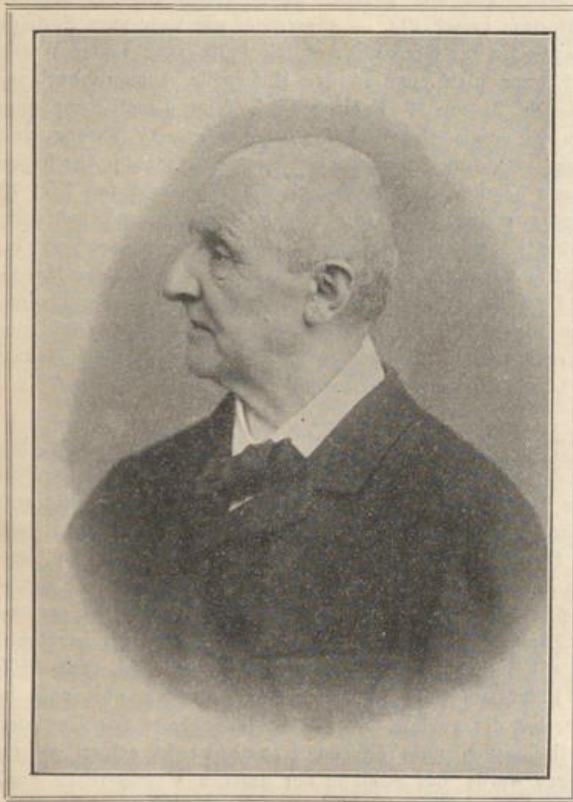


Dr. Anton Bruckner.

Eine biographische Skizze von Dr. Theodor Helm.

„Per aspera ad astra.“

Wenn je ein schaffender Künstler eine harte Leidens- und Prüfungsschule durchmachen musste, bis er das Ziel seines Strebens erreichte und zu der hartnäckig verweigerten Anerkennung der Zeitgenossen gelangte, so ist dies der grosse Symphoniker und Kirchen-Componist, den die Ueberschrift dieses Artikels nennt. Zu Ansfelden in Oberösterreich am 4. September 1824 als der Sohn eines einfachen Dorfschulmeisters geboren, erhielt Anton Bruckner seinen ersten Unterricht im Clavier vom neunten Lebensjahre an, durch den Vater, der ihm aber schon 1836 durch den Tod entrissen wurde. Er wäre nun mit seinen durchwegs jüngeren (11!) Geschwistern der bittersten Noth ausgesetzt gewesen, wenn sich nicht seiner der würdige Prälat Arneht vom Stift St. Florian erbarmt hätte, indem er ihn als Sängerknaben in das genannte Chorherrenstift aufnahm. Hier wurde



Dr. Anton Bruckner.

er im Clavier- und Violinspiel von Gruber, einem Schüler des berühmten Quartettisten Schuppanzigh, im Generalbass vom Schullehrer Bogner unterrichtet; für das Orgelspiel, welches er später ausser der Composition als seinen eigentlichen Lebensberuf erwählte, blieb er durchaus auf sich selbst angewiesen. Nachdem er nun noch einen Curs in der Harmonielehre bei Dürrnberger in Linz durchgemacht hatte, erhielt er — mit 17 Jahren — seine erste Anstellung als Schulgehilfe in Windhag bei Freistadt in Oberösterreich. Da ihm aber dieser Posten nur 2 fl., sage: zwei Gulden monatliche Besoldung eintrug, war er, um dem Hungertode zu entgehen, wiederholt gezwungen, auf Bauernhochzeiten und Kirchweihfesten um einen Zwanziger (etwas weniger als eine halbe Mark) die ganze Nacht hindurch zum Tanze aufzufiedeln. Von Windhag kam Bruckner nach Kronsdorf, unweit Enns, dann 1845 nach St. Florian als Lehrer und supplirender Stiftsorganist, nachdem er beim Orgelconcurs für Lehrer auf freiwilliges Anerbieten das Thema „Tres sunt“ glücklich als Fuge durchgeführt hatte. Um diese Zeit hatte er sowohl das Generalbasswerk des alten Marburg, als insbesondere Bach's „Wohltemperirtes Clavier“ schon vollständig in sich aufgenommen, und nun regte sich in dem jungen Organisten auch der Schaffenstrieb. Er componirte Messen, Psalmen, ein Requiem und eine Messe zur Infulirung des Prälaten. Erst 1851 wurde er (aber nur provisorisch) erster Stiftsorganist von St. Florian mit dem Jahresgehälte von 80 fl., während er ausserdem als Schullehrer 36 fl. jährlich bezog. Diese bescheidene Erhöhung seiner Einkünfte

erlaubte ihm, mehrmals nach Wien zu reisen, um sich den dortigen Hof-Capellmeistern Assmayer und Preyer, insbesondere aber dem berühmten Theoretiker S. Sechter vorzustellen. Die ihm von Herrn Assmayer aufgegebenen Themen führte er zu dessen Erstaunen als Doppelfuge durch. Noch glänzender war sein Erfolg bei der Preisconcurrentz um die Dom-Organistenstelle in Linz, wo er allein von drei Candidaten eine Introduction und Fuge zu improvisiren vermochte. Der Musiklehrer Lanz war über diese Leistungen so entzückt, dass er Bruckner während des Spieles von rückwärts umarmte und dabei schrie: „Du bist der Tod Aller . . .“

Von 1855 bis 1861 setzte er seine Studien unter Sechter mit verdoppeltem Eifer fort, um endlich nach gründlichster Einübung des drei- und vierfachen Contrapunktes im Jahre 1861 am Wiener Conservatorium vor einer Prüfungs-Commission, bestehend aus den Herren S. Sechter, Herbeck, Dessoff, Hellmesberger und dem Referenten über Schulangelegenheiten des Conservatoriums, Schulrath Becker, die Maturitätsprüfung abzulegen. Interessant ist, wie der Biograph Herbeck's, sein Sohn Ludwig, den Prüfungsact selbst beschreibt. „Als

die Commission zusammengetreten war, erhob sich Herbeck, welcher Bruckner's Leistungen bereits kannte, und bemerkte, dass eine gute, mündliche Beantwortung vorgelegter Fragen dem Candidaten noch keinen Vorrang vor anderen mit Auszeichnung Studirenden einräumen könne; wenn aber Bruckner fähig sein sollte, ein ihm gegebenes Thema im fugirten Stil sogleich praktisch auf einem Clavier oder der Orgel durchzuführen, so würde dies mehr als alles theoretische Wissen seine eminenten Fähigkeiten beweisen. Bruckner, gefragt, ob er sich der Aufgabe unterziehen wolle und welches Instrument er vorziehe, war mit dem Vorschlage einverstanden und wählte die Orgel in der Piaristenkirche der Wiener Vorstadt „Josefstadt“. Professor Sechter wurde aufgefordert, ein Thema niederzuschreiben, worauf er vier Takte aufzeichnete. Nun ersuchte Herbeck seinen Collegen Dessoff, das Thema zu verlängern, und nahm auf dessen Weigerung selbst die Verlängerung des Themas auf acht Takte vor. „Ach, Sie Grausamer!“ rief ihm Dessoff zu. Das Thema wurde nun Bruckner übergeben, und weil dieser, etwas ängstlich, eine Zeit lang daran studirte, machte sich eine unwillkürliche Heiterkeit unter den Mitgliedern der Prüfungs-Commission bemerkbar. Endlich fasste sich Bruckner und begann die Introduction, welcher die geradezu genial durchgeführte Fuge folgte. Nach deren Beendigung wurde er herzlichst beglückwünscht, die Commission gab ihm noch Gelegenheit zu einer freien Phantasie und ertheilte ihm ein glänzendes Zeugniß. „Der ehrgeizige, gern auf seine eigene Leistung pochende Herbeck liess sich sogar damals die Worte entschlüpfen: „Wenn ich den zehnten Theil von dem wüsste, was der weiss, wäre ich glücklich.“

Es muss indess Herbeck das Zeugniß gegeben werden, und besonders die von seinem Sohne veröffentlichten Briefe an Bruckner beweisen es, dass er sich des genialen Contrapunktikers, dessen Bedeutung er so wohl erkannte, redlich annahm. Herbeck war es, welcher 1867 nach Ableben Sechter's Bruckner als expectirenden Organisten an die Wiener Hofcapelle berief und ihm zugleich die Professur des Orgelspiels, der Harmonielehre und des Contrapunktes am Conservatorium verschaffte. — Ausserdem war aber auch Herbeck in Wien längere Zeit der Einzige, der auch dem Componisten Bruckner durch Aufführung seiner Werke die verdiente Berücksichtigung angedeihen liess, und zwar nicht nur in der Hofcapelle, sondern auch im Concertsaale. So kam Bruckner's c-moll-Symphonie (Nr. 2) am 20. Februar 1876, seine d-moll-Symphonie (Richard Wagner gewidmet) am 16. December 1877 in je einem Gesellschafts-Concerte zur Ausführung, und zwar beides auf Veranlassung Herbeck's, der allerdings die d-moll-Symphonie persönlich nicht mehr hören konnte, indem ihn, als er bereits die Aufnahme dieses Werkes für die Gesellschafts-Concerte von 1877/78 angekündigt hatte, plötzlich die kalte Hand des Todes erzielte. — Trotz seiner colossalen musikalischen Kenntnisse arbeitete Bruckner nach jenem oben erwähnten glorreichen Examen noch immer unausgesetzt an seiner Vervollkommnung; so betrieb er 1861 bis 1873 eifrig Orchesterstudien bei Kitzler in Linz (später Musikdirector in Brünn). Ausser Dom-Organist in Linz, war Bruckner jetzt daselbst auch Chormeister der Liedertafel „Frohsinn“. Nun begann seine eigentliche Compositionszeit. 1862 schrieb er für das oberösterreichische Sängersfest den vom Linzer Männergesangsvereine preisgekrönten, in neuerer Zeit wieder besonders häufig gesungenen Männerchor mit Orchester: „Germanenzug“, welchen er mit grossem Beifall in der Linzer Volkshalle selbst dirigierte.

Grösseres, ja seine erste wahrhaft grosse That als selbstschöpferischer Tonkünstler vollbrachte Bruckner 1864: er schuf seine erste grosse Messe in d-moll. Mit dieser Messe hat sich Bruckner unstreitig in die vorderste Reihe der hervorragendsten kirchlichen Tonsetzer gestellt. Und dieses herrliche Werk hat erst in unseren Tagen durch die Vermittlung eines Vercarlberger Kunstfreundes (J. Hämmerle) an Gross in Innsbruck seinen Verleger gefunden. — Das Jahr 1865 brachte Bruckner's erste Symphonie in e-moll. Für des Tondichters weitere künstlerische Entwicklung war dieses Jahr von der folgenswerthen Bedeutung. Die denkwürdigen ersten Aufführungen von „Tristan und Isolde“ lockten ihn nach München, und er machte die persönliche Bekanntschaft Richard Wagner's, dessen volle Zuneigung er allmählich gewann. Bülow, der berühmte Pianist, sowie „Tristan“- und „Meistersinger“-Dirigent, spielte mit Bruckner Theile seiner am 14. Mai 1865 vollendeten ersten Symphonie durch und gerieth in Entzücken über die herrlichen Gedanken, aber auch in Entsetzen über die Kühnheit ihrer Ausführung. Leider hat der geniale, aber stark launenhafte Capellmeister es nie versucht, den ihm etwas unbehaglichen, gesellschaftlich unbeholfenen Bruckner in seiner ganzen künstlerischen Tiefe zu ergründen. Bruckner dagegen wurde das Studium der grossen Wagner'schen Tondichtungen, in die er sich immer mehr versenkte, zur segensreichsten Anregung und Erweiterung seines schöpferischen Ideenkreises. Andererseits erhielt er freilich, da er aus seiner Begeisterung für Wagner kein Hehl machte, in den damals noch sehr zahlreichen, dem Dichter-Componisten feindlichen Musikern und Musikreferenten selbst unversöhnliche Gegner. Bevor Bruckner (wie erwähnt, auf Einladung Herbeck's) bleibend nach Wien übersiedelte, schrieb er in Linz (zur Einweihung der Votivecapelle) seine zweite, erst in neuester Zeit bekannter gewordene, contrapunktisch überaus kühne und grossartige Messe mit Blasinstrumenten (e-moll) und führte ausserdem ebendasselbst an der Spitze seiner begeisterten Sängerschaar mit wahren Beifallsjubel die bis dahin noch nirgends öffentlich gehörte, ihm von Wagner persönlich übersandte Schlusscene der „Meistersinger“ auf. Zweifelhafteres Gelingen fand eine andere von ihm in Linz dirigierte Musikaufführung, ein grosses, eigenes Orchesterwerk angehend: die bereits drei Jahre früher vollendete erste Symphonie. Ein Augen- und Ohrenzeuge äussert sich über diese denkwürdige Aufführung: „Endlich kam der Tag (9. Mai 1868), an welchem Bruckner seine erste Symphonie den Linzern vorführen konnte. Nach jeder Richtung, aber besonders in dem alle bisherigen Masse weit hinter sich lassenden Finale ein Coloss, war dieses Tonwerk für das bescheidene Linzer Orchester von 1868 eine schlechthin unlösbare Aufgabe. Schon bei den Proben wurde Bruckner inne, dass Linz seinen hochgespannten Anforderungen nicht

genügen könne. Die Geiger wollten verzweifeln, der Violinpart war nicht griffig genug, aber auch die Zumuthungen an die Bläser waren colossale, die ungeachtet des aufgewandten Fleisses und Schweisses nicht voll erfüllt werden konnten. Bruckner beschwor, flehte — weinte damals in den Proben. Der Eindruck auf das Publicum musste ein unklarer bleiben, und obwohl sich der äussere Erfolg immerhin günstig anliess, erkannte Bruckner nur zu gut, dass der gespendete Beifall weit mehr seiner persönlichen Beliebtheit, als seinem im Wesentlichen unverstandenen Werke gegolten habe. Er empfand diese Aufführung als eine Niederlage, die ihn tief herabstimmte.“

Die über Herbeck's Verwendung erfolgte Berufung auf die Lehrkanzel Sechter's und seine Ernennung zum Hof-Organisten hätten unter anderen Umständen seinen Geist mit neuer Schwungkraft erfüllt, die Schlappe in Linz aber traf ihn tief, und er war nahe daran, an sich irre zu werden, ja — vielleicht noch von anderen Sorgen bedrängt — der Nacht des Wahnsinns zu verfallen.

Aus Ueberzeugung frommer Christ, fand Bruckner sich und seine künstlerische Zuversicht zuerst wieder in einer erhabenen, religiös-musikalischen Aufgabe, in der dritten und wohl grossartigsten seiner Messen (f-moll), die er um Weihnachten desselben Jahres (1868) vollendete. Es bezeichnet so recht unseres Meisters naiv-frommen Sinn, dass er im Dankgeföhle für die ihm „von oben“ gewordene geistige Wiedergeburt eine der schönsten Stellen des Benedictus der f-moll-Messe später in das Andante seiner zweiten Symphonie (wie die erste aus c-moll geschrieben) aufnahm. Unbegreiflich, dass eben diese zweite Symphonie, gegenüber der Vorgängerin um vieles klarer, einfacher, verständlicher, dabei wie die andere ein Prachtwerk an melodischer Erfindung und orchestraler Kraft, von den Wiener Philharmonikern 1872 einfach für unaufführbar erklärt wurde.

Die Herren zeigten sich überhaupt jahrelang recht spröde gegen den vaterländischen Meister, und zwar nicht nur unter ihrem ersten Capellmeister Dessoff, sondern Anfangs auch unter dessen Nachfolger Hans Richter. Sie verstanden sich zwar dazu, Bruckner's Symphonien in von anderer Seite (vom Wiener akademischen Wagner-Verein etc.) veranstalteten Concerten zu spielen, nicht aber mit den colossalen Werken die „Geduld ihrer Stamm-Abonnenten“ (!) auf die Probe zu setzen. Wahrscheinlich fürchteten sie auch den Zorn der „tonangebenden“ Kritik. Dass Bruckner mit seinen kühnen Tondichtungen in Wien überhaupt zu Gehör kam, hatte er theils der opferwilligen Unterstützung edler, guter Freunde (welche es ihm zum Beispiel ermöglichten, seine zweite Symphonie in einem eigenen Festeconcert zum Schlusse der Weltausstellung 1873 aufzuführen), theils seinem liebenswürdigen, für die zweite Symphonie geradezu schwärmenden Gönner Herbeck, später namentlich dem Wiener akademischen Wagner-Verein zu verdanken, dessen unermüdlichen Bestrebungen wohl das Hauptverdienst an dem endlichen siegreichen Durchbruche des Bruckner'schen Genius in Wien gebührt. Es müssen hier ganz besonders noch zwei einzelne Mitglieder des Wagner-Vereines, die Conservatoriums-Professoren Josef Schalk und Ferdinand Löwe, genannt werden, welche nicht nur als ausgezeichnete Orchester-Dirigenten und Clavier-Interpreten für den Meister unendlich viel gethan, sondern überdies durch ihre vortrefflichen vierhändigen Clavierauszüge die schwer zugängliche Muse des grossen Tondichters auch in den Familien heimisch gemacht haben.

Die höchste Auszeichnung widerfuhr unserem Bruckner 1873 von Richard Wagner. Im Sommer eben dieses Jahres schrieb Bruckner an Wagner (den er bekanntlich schon seit 1865 innigst verehrte) nach Bayreuth und bat, ihm daselbst seine neuesten Compositionen vorlegen zu dürfen. Eine dritte Symphonie in d-moll war eben fertig geworden. Wagner begrüsst Bruckner auf's Freundlichste, sah zuerst die zweite Symphonie durch, dann die dritte. Letztere erfüllte ihn derart mit Staunen, dass er sie zu behalten verlangte; nun bat Bruckner, sie ihm widmen zu dürfen. Darauf lud ihn Wagner zu sich und als er kam, umarmte er ihn mit den Worten: „Mit der Dedication hat es seine Richtigkeit. Sie bereiten mir mit diesem Werke ein ungemein grosses Vergnügen.“ (Im Munde des Bayreuther Meisters, der von zeitgenössischen, damals lebenden Componisten eigentlich nur Liszt und Robert Franz gelten liess, gewiss ein bedeutsamer Ausspruch.) 1875 in Wien auf dem Bahnhof von Bruckner empfangen, rief ihm Wagner sofort zu: „Die Symphonie aufführen!“ und 1876, als er ihn bei einer Probe in Bayreuth bemerkte, versetzte er vor allen Anwesenden: „Mein Freund ist da, wir werden die Symphonie aufführen“; ja, noch wenige Monate vor seinem Tode erklärte der Meister bei einer der „Parsifal“-Proben 1882 sehr entschieden: „Verlassen Sie sich darauf, lieber Bruckner, ich selbst werde Ihre Symphonien noch (also alle!) aufführen.“

Gewiss hätte Wagner sein Versprechen erfüllt, sobald nur einmal sein eigentliches Lebenswerk: das in Bayreuth angestrebte deutsche Olympia sicheren Boden gewonnen hätte. Leider verhinderte die den Lebensfaden des Meisters jäh abschneidende, unerbittliche Parze die Verwirklichung eines seiner Lieblingspläne und Bruckner sah sich nun zeitweise doppelt vereinsamt.

1875, nachdem Bruckner die letzten Jahre vorher als Orgelvirtuose auf Kunstreisen in Frankreich und England schier unerhörte Triumphe gefeiert hatte, erfolgte seine Berufung als Lector an die Wiener Universität. Der Andrang der begeisterten Jugend zur ersten Vorlesung war — wie sich wieder ein Augenzeuge ausdrückt — nur dem Sturme bei der Antrittsvorlesung Schiller's in Jena zu vergleichen. Und eben diese akademische Jugend hat tren zu Bruckner gehalten bis auf den heutigen Tag. Inzwischen schuf Bruckner rastlos weiter als grosser orchestraler Tondichter. Die vierte, fünfte und sechste Symphonie wurde geschrieben. Die dritte in d-moll war in der Saison 1877/78 noch von Herbeck auf das Programm der Gesellschafts-Concerte gesetzt worden, welche Aufführung aber der thatkräftige Freund Bruckner's leider selbst nicht mehr erlebte. Der Erfolg des später in der Saison 1890/91 in zwei Aufführungen stürmisch bejubelten Werkes war damals nicht eben ein durchschlagender; weit grösseren Beifall fand — 1881 unter Hans Richter's Leitung in einem Concert

aufgeführt — die vierte, vom Componisten später als „Romantische Symphonie“ bezeichnete Symphonie in Es-dur, nicht die grossartigste, aber vielleicht die formvollendetste und blühendste von allen. Von der Mehrheit der Kritik wurde dieser ungewöhnliche Erfolg fast gänzlich todtgeschwiegen. Im Februar 1883 wagte endlich Hofopern-Director W. Jahn, als interimistischer Dirigent der Wiener philharmonischen Concerte, zwar noch nicht eine ganze Bruckner'sche Symphonie, wohl aber zwei Sätze einer solchen: Adagio und Scherzo aus der sechsten in A-dur, dem erzconservativen Stammpublicum dieser Concerte zu bieten. Die Aufnahme war entschieden günstig, aber freilich wurde der schöne Eindruck nach wenigen Tagen vollkommen verwischt durch die aus Venedig eintreffende erschütternde Trauerbotschaft, Richard Wagner's Tod meldend! Abgesehen von dem persönlichen tiefsten Schmerze, welchen Bruckner mit vielen Millionen theilte: welche künstlerischen Hoffnungen sah er durch das jähe Ableben des allverehrten Meisters anscheinend für immer vernichtet!

Aber in letzterem Punkte sollte er sich täuschen. Noch aus dem Grabe heraus sollte Wagner Bruckner die Hand reichen, seinen Kunstbruder auf den ihm gebührenden Ehrenplatz in der musikalischen Welt zu führen.

Unter einer nicht abzuweisenden Vorahnung des ungeheuren Verlustes eines Grössten, Edelsten, schrieb Bruckner das cis-moll-Adagio seiner siebenten Symphonie in E-dur, den erhabensten symphonischen Trauergesang seit Beethoven, mit welchem sich dessen Schöpfer — wie ein hervorragender Münchener Kritiker erklärte — für ewige Zeiten in's goldene Buch der Tonkunst eingetragen. Bruckner hatte soeben die eigentlichen Trauerklänge der Bläser in diesem Adagio zu Papier gebracht, als ihn die Kunde aus Venedig wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Er wusste nun, dass er sein grosses cis-moll-Adagio für Wagner geschrieben und führte es auch in diesem Sinne zu Ende. Und eben diese edelste und erhabenste musikalische Trauerfeier des geheimnissvoll vorgeahnten Hinscheidens des Bayreuther Meisters war es, was den Riesenerfolg der siebenten Symphonie bei den Erstaufführungen in Leipzig (30. December 1884) und München (10. März 1885) entschied und hiemit Bruckner zu einer Berühmtheit verhalf, von der er sich kurz vorher nichts hatte träumen lassen. Kann man da nicht sagen: Der jetzt seine greise Stirn schmückende unverwelkliche Lorbeer wäre ihm eigentlich aus dem Grabe Wagner's heraus erblüht?

* * *

Es traf sich gut, dass gerade zwischen den grossen Leipziger und Münchener Triumpfen Bruckner's ihm am 8. Jänner 1885 ein nicht minder glänzender Wiener Erfolg vergönnt war, und zwar durch die erste öffentliche Aufführung seines bewunderungswürdigen Streichquintetts (F-dur), dessen ideal verklärtes Adagio allein genügen würde, seinen Namen denen der Unsterblichen im Reiche der Kunst anzureihen.

Diese erste öffentliche Aufführung war dem seither (1893) heimgegangenen Hof-Capellmeister Hellmesberger zu danken, während Aufführungen im internen Kreise des Wiener akademischen Wagner-Vereines und des akademischen Gesangvereines (beidemale mit Herrn J. Winkler als Primgeiger) schon früher stattgefunden hatten. Seit dem Jahre 1886, in welchem die Erstaufführung des gewaltigen Tedeums in den Wiener Gesellschafts-Concerten einen nicht endenwollenden Jubel hervorrief und die glanzvolle Erstaufführung einer ganzen Bruckner'schen Symphonie bei den Philharmonikern, der bereits im Auslande berühmten siebenten in E, nun vollends die chinesische Mauer durchbrach, hinter welcher sich jene Wiener musikalische Gesellschaft jahrelang wider den grössten lebenden vaterländischen Tondichter verschanzt hatte, erscheint in Bruckner's Künstlerlaufbahn fast Alles nur mehr als Glück und Glanz.

Die Aufführung der vierten (romantischen) Symphonie mit Wiederholung des Tedeums 1888, der siebenten Symphonie 1889, beides durch die Philharmoniker auf Veranlassung des akademischen Wagner-Vereines, die Aufführungen der dritten, ersten, achten Symphonie in den philharmonischen Concerten selbst, in deren Programmen seit 1890 grundsätzlich der Name Bruckner nicht mehr fehlt, wie er früher ebenso grundsätzlich ausgeschlossen war, die von J. Schalk und F. Löwe dirigirten, mit höchster Begeisterung aufgenommenen Symphonie-Aufführungen während der Musik- und Theater-Ausstellung von 1892, die erste Concertaufführung der grossen f-moll-Messe unter Schalk's Leitung 1893 durch den akademischen Wagner-Verein, die überaus schmeichelhafte Aufnahme der dem Wiener Männergesang-Vereine gewidmeten prächtigen Festgabe „Helgoland“ in dem Jubiläums-Concerte zum 50jährigen Bestande des genannten Vereines (8. October 1893), ausserhalb Wien neben zahllosen anderen Aufführungen, namentlich die sensationelle einschlagende Erstaufführung der „romantischen“ Symphonie 1890 in München (welche den Dichter Paul Heyse zu einem viel besprochenen, von höchstem Enthusiasmus zeugenden, persönlichen Dankschreiben an Bruckner drängte), die überhaupt erste von ungeheurem Erfolge gekrönte Aufführung der contrapunktisch kunstvollsten, aber darum auch schwerst verständlichen Bruckner'schen Symphonie, der fünften in B-dur (8. April 1894) in Graz (eine wahre Glanzthat des dortigen, jetzt nach Prag übersiedelten Capellmeisters Franz Schalk, eines Bruders des Wiener Josef Schalk), endlich die beispiellosen Berliner Triumphe von 1894 (siebente Symphonie, Tedeum), wo Bruckner seit der hinreissenden Aufführung seines Tedeums durch Capellmeister Siegfried Ochs fast populärer geworden als in Wien — alle diese Aufführungen sind als wahre Marksteine eines unaufhaltsamen Siegeszuges zu bezeichnen.

1891 wurde unser Bruckner zum Ehrendoctor der Philosophie an der Wiener Universität ernannt, welches freudige Ereigniss der Wiener akademische Gesangverein zum Anlass nahm, am 12. December des genannten Jahres einen Festcommers im Sofiensaal zu geben, welcher ein nach Tausenden zählendes Auditorium, darunter eine Menge illustre Gäste beiwohnte. Bruckner sprach damals zu seinen „Gaudemus“,

wie er gemüthlich seine jugendlichen Universitätshörer nannte, schöne, goldene Worte über Kunst und Wissenschaft; nicht minder sinnig entgegnete im Namen der Alma mater deren damaliger Rector Hofrath Exner, mit den den Sprecher wie den angesprochenen Tonmeister gleich ehrenden Worten schliessend:

„Wo die Wissenschaft Halt machen muss, wo ihr unübersteigliche Schranken gesetzt sind, dort beginnt das Reich der Kunst, welche das auszudrücken vermag, was allem Wissen verschlossen bleibt. Ich, der Rector magnificus der Wiener Universität, beuge mich vor dem ehemaligen Unterlehrer von Windhag.“

* * *

Dieser unvergessliche Commersabend und die in das nächste Jahr (18. December 1892) fallende Erstaufführung seiner grossen achten Symphonie (Kaiser Franz Josef I. gewidmet) zeigen uns den vielgeprüften genialen Tondichter auf dem Gipfel seines Ruhmes. Leider begann in den letzten Jahren seine Gesundheit zu wanken, es bedrohte ihn dasselbe tückische Uebel, wie den grossen Beethoven. So konnte Bruckner seinen 70. Geburtstag (4. September 1894) nur in aller Stille in seiner Lieblings-Sommerfrische Stadt Steyr in Oberösterreich begehen und dann später den ihm zu Ehren veranstalteten Festaufführungen (der f-moll-Messe durch die Gesellschaft der Musikfreunde, der zweiten Symphonie durch die Philharmoniker) nur dadurch beiwohnen, dass er sich in den Concertsaal tragen liess. Von einer grossartigen, durch den akademischen Wagner-Verein geplanten Festfeier musste es gar sein völliges Abkommen haben, da man um die Jahreswende 1894/95 für den Meister das Schlimmste fürchtete. Aber im Verlauf des Kalenderjahres 1895 überwand des Mannes auch rein physisch riesenhaft zu nennende Natur noch einmal das leider unheilbare chronische Uebel, und wahrhaft erquickt fühlte sich Bruckner, als in sein ihm vom Kaiser nunmehr eingeräumtes idyllisches neues Heim im Lustschloss Belvedere zu Wien die Kunde von den grossen Erfolgen drang, welche an einem und demselben Tage — 18. December 1895 — drei seiner Symphonien in verschiedenen Städten errungen hatten: die fünfte Symphonie in Budapest (Dirigent Prof. Ferd. Löwe aus Wien), die siebente in Frankfurt a. M., die achte (Dirigent J. L. Nicodé) in Dresden. Während der neue Dirigent der Wiener Gesellschafts-Concerte, R. v. Perger, das „Tedeum“ wiederholte (12. Jänner 1896), führten endlich auch die Wiener Philharmoniker die vierte („romantische“) Symphonie des Meisters in ihre eigenen Concerte ein (5. Jänner 1896). Es waren die letzten Aufführungen eigener Werke, welchen Bruckner beiwohnte; das letzte Concert, das er aber überhaupt besuchte, war ein ausserordentliches der Philharmoniker, in welchem auf Verlangen Rich. Strauss' Humoreske „Till Eulenspiegel“ wiederholt wurde und R. Wagner's biblische Scene „Das Liebesmahl der Apostel“ den grossartigen Schluss bildete. Damals sah ich Bruckner zum letztenmal im Musikvereins-Saal, als er Hans Richter seinen Dank aussprach für den empfangenen grossen Kunsteindruck; fast bis zum Skelett abgezehrt, musste die Erscheinung des Meisters in Jedem seiner Verehrer die Befürchtung erwecken, dass nun seine Tage gezählt seien. Und so war es auch. Obwohl er sich im Verlaufe des Sommers noch einmal so überraschend erholt hatte, dass er sich von seinem Gartenhäuschen im Belvedere zeitweise in's Freie begeben konnte, um an dem Finale seiner neunten Symphonie zu arbeiten, trat am 11. October 1896 die Katastrophe ein. Schmerzlos, wie in plötzlicher Anwandlung einer Ohnmacht, verschied der Meister. Die längst zu befürchtende Todesnachricht kam seinen zahllosen Verehrern nun doch ganz unerwartet und versetzte sie, ja einen grossen Theil der musikalischen Welt Oesterreich-Ungarns, in tiefste Bestürzung. Das auf Kosten der Stadt Wien am 14. October 1896 veranstaltete, durch die vollzählige Anwesenheit der gesammten akademischen Jugend der hiesigen Universität verherrlichte Leichenbegängniss, war das grossartigste, welches seit vielen Jahren hier einem Künstler zu Theil geworden. Die Freunde und Verehrer Bruckner's aber tröstete der eine erhebende Gedanke: dass ihnen zwar der Meister entrissen sei, seine Werke aber bleiben. Und diesen gehört, nach meiner festen Ueberzeugung, die Zukunft selbst für unabsehbare Zeit hinaus. Wie in einer Vorahnung unsterblichen Ruhmes hat Anton Bruckner in seinem „Tedeum“ gerade die Textworte „Non confundar in aeternum“ („Ich werde nicht für immer vernichtet werden“) mit einer Begeisterung componirt, welche auch bei jeder entsprechenden Aufführung die Zuhörer selbst zu stürmischen Enthusiasmus hingerissen hat. Und so gelten gewiss auch von dem am 11. October 1896 entschlafenen österreichischen Tondichter Goethe's herrliche Worte: „Es kann die Spur von seinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehen!“

